Feuilleton.

Gräfin Laßbergs Enkelin.

Roman von Fr. Lehne.

(Fortsetzung.)

Recht ungnädig nahm Frau von Steinhagen am anderen Morgen die Einladung auf.

„Haben Sie denn nicht gesagt, daß wir für Sonntag schon versagt sind?" herrschte sie Yvonne an.

„Allerdings, gnädige Frau!"

Daß auch sie mit eingeladen war, wagte Yvonne angesichts der schlechten Laune der Gnädigen gar nicht zu sagen.

Na, chère maman, ich danke! Den ganzen Tag Steinhagen zu genießen, das geht über meine Kraft!" rief Konstanze. „Um so mehr, da die Autotour so famos zu werden verspricht! Wir telephoniren einfach ab, wenn uns der gestrenge Herr anklingeln sollte! Ueber acht Tage ist ja auch noch ein Sonntag, wo wir ihn mit unserer Gegenwart beglücken können!"

Sie reckte und dehnte ungenirt ihre üppige Gestalt und gähnte vernehmlich. „Fein war's gestern! Die Bethmanns verstehen zu leben. Der Alte ist einfach zum Kugeln! Ob Kora Bethmann nicht eine Frau für Lothar wäre?"

„Wo denkst du hin, Konny! Sie würde sich ja draußen zu Tode langweilen, dieses schicke, elegante Ding. Nein, nein!"

„Da hast du ja recht! Ich meinte auch hauptsächlich von wegen hier!" Und sie machte dabei eine Gebärde des Geldzählens. „Wie die beiden nachher miteinander auskommen, kann uns ja gleichgültig sein."

Sie stand auf und ging, eine leichte Operettenmelodie trällernd, im Zimmer umher, während Yvonne das Kaffeegeschirr zusammennahm. Plötzlich schlug sie sich vor die Stirn und blieb stehen.

„Heiliger Bimbam, mama mia, du — unsere Partie muß doch ins Wasser fallen. Lothar hat ja Sonntag Geburtstag, und der selige Papa auch — und im vorigen Jahre hatten wir es auch schon vergessen. Herrgott, wie würde ihn das kränken! Schließlich müssen wir ihn uns doch bei guter Laune erhalten, den geliebten Bruder! Doch zu dumm — wie drehe ich es nur an — dann müssen Bethmanns eben die Tour bis Montag aufschieben. Ich werd' gleich mal hingehen! 's wird sich schon machen lassen, denn Herrn von Marschall paßte es Sonntag gar nicht besonders."

„Ein Glück, daß dir das noch eingefallen ist, Konny! Nun haben wir noch gar kein Geschenk."

„Das ist das wenigste, da findet sich schon was! Eine Dose Kaviar, Bücher oder sonst dergleichen", und sie summte vergnügt vor sich hin.

„Wie alt wird Lothar eigentlich?"

„Wart' einen Augenblick — mal rechnen! Sechsunddreißig Jahre! — Alter Knabe. Er wird auch schon bedenklich grau!"

Yvonne war innerlich empört über die Art und Weise, in der über Lothar gesprochen wurde. Er, der sich für Mutter und Schwester so quälte, von dem alles kam, was sie hier genossen.

Das Stubenmädchen meldete: „Der gnädige Herr ist am Telephon. Er wünscht eine der Damen zu sprechen."

Konstanze eilte hinaus und kam nach wenigen Minuten lachend wieder.

„Es stimmt, Mama, morgen um zehn Uhr schon sollen wir antreten. Mademoiselle ebenfalls. Hören Sie? Das Kalb wird auch schon geschlachtet, uns würdig zu bewirthen."

„Da spotte nicht, Konny. Mamsell Rika kocht wirklich vorzüglich; sie ist eine Perle!"

„Was wird's geben? Schleie mit Butter, gebratene Enten, dann Schlagsahnenpfirsiche — das ist doch das Uebliche — und Kuchen bis zur Bewußtlosigkeit! Wenn er doch einige nette Bekannte einladen wollte. Es kommt aber niemand, ich hab' ihn extra gefragt! So, wir zu viert, das kann ja lustig werden! Mademoiselle, Sie helfen mir wohl ein wenig bei der Toilette, ich muß fort."

Der Sonntag war angebrochen, ein strahlend schöner, warmer Spätsommertag.

Yvonne war fröhlich wie lange nicht; sie freute sich, daß sie einmal etwas anderes hatte. Bis jetzt war sie jeden Sonntag dazu verurtheilt gewesen, zu Hause zu bleiben.

Mit vollem Behagen genoß sie die Fahrt, während Mutter und Tochter gelangweilt in den Polstern zurückgelehnt lagen, der Schönheit dieses Morgens nicht achtend.

„Da ist Steinhagen", sagte Konstanze. „In wenigen Minuten sind wir da."

Der Hausherr empfing seine Gäste schon draußen im Hof; er öffnete den Wagenschlag und war ihnen beim Aussteigen behilflich.

Liebenswürdig gratulirte man ihm, und schelmisch hielt ihm Konstanze ein Paketchen unter die Nase. „Da, die selbstgestickten Morgenschuhe und dito Hosenträger!" lachte sie.

Schüchtern brachte ihm Yvonne ebenfalls ihre Glückwünsche dar. Er drückte ihr aufmunternd die Hand. „Ich freue mich, daß Sie mitgekommen sind, kleines Fräulein!"

Knicksend begrüßte Mamsell Rika die gnädigen Herrschaften. Mit stolzem Kopfneigen, sehr von oben herab, dankte Frau Agathe, in ihrem schwarzen Taftkleide an ihr vorbeirauschend. Yvonne war ihr beim Ablegen des hellen, eleganten Wagenmantels behilflich, und Lothar führte seine Gäste dann über die Diele ins Eßzimmer.

„So jetzt wollen wir frühstücken; die Fahrt wird euch hungrig gemacht haben!"

In dem großen, nicht hohen Raume standen die Fenster weit offen, und die goldene Sonntagssonne, gedämpft durch das noch dichte Laub hoher Lindenbäume, strömte herein.

Yvonne lehnte sich weit aus einem Fenster und genoß mit Entzücken die Aussicht auf einen großen Garten, in dem ziemlich regellos Sonnenblumen, Georginen, Dahlien, Astern in üppiger, ungehinderter Fülle blühten.

„Der schöne Garten!" rief sie. Er erinnerte sie sehr an den Burgauer Garten, in dem sie so gerne geweilt.

„Sie können ihn nachher nach Herzenslust durchstreifen und so viel Blumen pflücken, wie Sie nur mögen", sagte Lothar, der ihre Freude sah. „Jetzt kommen Sie her und stärken sich."

„Bist du gar nicht neugierig, Lothar, was in dem Paketchen ist? Viel ist's nicht. Was sollen wir dir mitbringen, du hast ja so wenig Wünsche! — So, hier der Kaviar ist von Mama, die Decke hab' ich dir gestickt für das kleine Tischchen in deinem Arbeitszimmer."

„Wirklich, Konny? Hast du dir wirklich die Mühe gemacht?" fragte er mit aufrichtiger Freude.

„Ja, und gern! Wenn sie dir nur gefällt!" Und offen blickte sie zu dem Bruder auf.

Yvonne mußte für Konstanze die Augen niederschlagen. Wie konnte sie so dreist lügen! Schämte sie sich vor ihr, der Gesellschafterin, nicht?

Nach dem Frühstück, das eine Tasse guter Fleischbrühe und ein leichtes Ragout gebracht, wollte Lothar die Damen herumführen.

„Du bist so lange nicht hier gewesen, verehrte Mama, seit Pfingsten nicht, und hast den neuen Kuhstall noch gar nicht fertig gesehen."

Frau Agathe unterdrückte ein mokantes Lächeln. Was sollte sie im Kuhstall?

„Lieber Lothar!" sagte sie und legte ihm die gepflegte Hand, die mit Ringen förmlich überladen war, auf die Schulter. „Lieber Lothar, daß dein Steinhagen eine Musterwirthschaft ist, ist bekannt, und niemand freut sich wohl mehr darüber als ich, daß du meines unvergeßlichen, theuren Mannes Wünschen so gerecht geworden bist. Doch bitte, erlasse mir heut' den neuen Kuhstall. Ich bin gar nicht wohl und muß dir gestehen, ich fühle meine Migräne nahen. Deshalb sei mir nicht böse, wenn ich mich auf ein Stündchen zurückziehe; dann bin ich zu Mittag wieder frisch, und wir können einen recht vergnügten Nachmittag feiern. Liebe Konny, du bist mir wohl behilflich. Nein, nein, Mademoiselle, bleiben Sie nur", wehrte sie Yvonne, die diensteifrig zu ihr trat. „Meine Tochter kennt doch diesen Zustand am besten bei mir. Sehen Sie sich einstweilen ein wenig in Steinhagen um; für Sie ist das ohne Zweifel sehr neu und interessant!"

Sie winkte noch einmal an der Thür mit der weißen Hand. „Adieu, adieu!" und stützte sich auf Konstanze's Arm. „Auf Wiedersehen nachher!"

Lothars Gesicht hatte sich verfinstert. Er kannte seine Stiefmutter zu genau, um nicht zu wissen, daß sie eine ganz erbärmliche Komödie mit ihm spielte! Gleichviel, er wollte sich den Tag dadurch nicht verderben lassen. Und wenn sie heut' gar nicht wieder zum Vorschein kommen und die Zeit oben verschlafen würde, wie öfters schon, ihn sollte es wenig kümmern; dann brauchte auch er keine Komödie zu spielen vor der Frau, die ihm so wenig sympatisch war. Die Hauptsache war ihm, daß er Yvonne hier hatte, das kleine, süße Mädchen mit der lieblichen Stimme, die ihn an Schwalbengezwitscher gemahnte. Heute wollte er sie kennen lernen, sie, die ihm in den kurzen Minuten einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er gestern den ganzen Tag ihr holdes Bild nicht hatte aus der Erinnerung bringen können. Deshalb hatte er ja auch darauf bestanden, daß Mutter und Schwester den heutigen Tag bei ihm verbrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Reitplatz.

Unteroffizier: „Zum Donnerwetter, Mayer, schon wieder sind Sie 'runtergeflogen! Sie stammen doch vom Affen ab und nicht von der Schlange, daß Sie immer auf dem Bauch herumkriechen."

Ein geheimnißvoller Kassendiebstahl.

Kriminal-Roman von Emile Gaboriau.

(Fortsetzung.)

Er hatte — Alles entdeckt. Indem er die Notizen, die er bereits besaß, durch die mündlichen Enthüllungen einer alten Magd des einstigen Fräuleins von La Verberie und durch die Erläuterungen eines alten Mannes, der beiden Clameran's gedient, ergänzte, ferner die Erkundigungen, die er bei den Leuten eingeholt, welche Raoul v. Lagors zu Vesinet bedienten, mit all diesen Angaben, sowie mit den ihm zur Verfügung stehenden polizeilichen Erhebungen sorgfältig verglich, gelangte er bei seinem eindringenden Verstande, seiner Erfahrung und scharfen Gabe, zu schließen, endlich zu einem vollständigen Bilde des düsteren Dramas in all seinen Zügen, das sich zwischen den Brüdern Clameran abgespielt, und das sich bisher seinem Geiste nur als eine böse Ahnung dargestellt.

In der That verhielt es sich so, wie es ihm vorgeschwebt war und wie er es ausgesprochen, daß die Ursachen des Verbrechens, dessen Opfer Prosper geworden, in einer fernen Vergangenheit zu suchen waren. Die Darstellung aber des erwähnten Dramas lassen wir hier in jener Fassung folgen, in welcher sie Verduret für den Untersuchungsrichter als Grundlage einer neuen Anklageakte ausgearbeitet hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Meilen von Tarascon, am Ufer der Rhone, unfern dem wundervollen Park der Herren Audibert, erblickt man das alte Schloß der Clameran's; hier lebten im Jahre 1841 der alte Marquis und seine beiden Söhne Gaston und Louis.

Ein seltsamer Mann, dieser alte Marquis! Er zählte zu jenen bereits selten gewordenen Männern, die noch immer auf dem Standpunkt standen, welchen der Adel vor der blutigen Revolution von 1789 eingenommen. Er war während der Schreckensherrschaft mit den vielen Andern ausgewandert, war im Jahre 1815 wiederum in sein Vaterland zurückgekehrt und hätte eigentlich froh sein sollen, von den unermeßlichen Domänen seiner Familie noch so viel zurück zu erhalten, daß ihm dieser allerdings sehr geminderte Besitz ein höchst anständiges Auskommen sicherte; allein er dachte und sprach es offen aus, daß eine solche Kleinigkeit ihm wahrlich keine großen Dankespflichten auferlege.

Im Besitze von etwa fünfzehntausend Francs Rente, gab er jährlich wenigstens fünfundzwanzig- bis dreißigtausend aus, immer tiefer hinab auf den Boden des Sackes greifend, von dem er behauptete, er werde doch immer so lange vorhalten, bis eine echte, wirkliche Restauration ihm zur Rückerlangung des vollen früheren Besitzstandes seiner Familie verhelfe. Seine Söhne folgten seinem Beispiele und lebten ebenfalls so angenehm als möglich. Der Jüngere, Louis, jagte beständig nach Abenteuern, betheiligte sich an allen Vergnügungen seiner nächsten Umgebung, trank und spielte hoch; der Aeltere schloß sich der Bewegung seiner Epoche an, arbeitete, las und bezog verbotene Journale.

Im übrigen fühlte sich der alte Marquis in seiner Sorglosigkeit nichts weniger als unglücklich. Er aß gut, trank noch besser, jagte, war bei seinen Bauern beliebt, und entschädigte sich für das, was ihm vielleicht noch abging, durch gelegentliche, manchmal nicht geistlose Witze über seine städtische Nachbarschaft. Tage und Stunden verstrichen ihm, ohne ihn zu drücken, mit Ausnahme des Sommers etwa, während dessen die Hitze bleiern über den Thälern der Rhone lag, oder auch der Nordwestwind ihm zuweilen seine Spaziergänge verleidete.

Aber auch dann fehlte es ihm nicht an der nöthigen Zerstreuung, denn ein Vergnügen war ihm stets zur Hand; er lästerte und schmähte seine Nachbarin, die Gräfin La Verberie. Er pflegte sie sein „schwarzes Ungeheuer" zu nennen, sowie er überhaupt alle Rücksichten der Ritterlichkeit beiseite setzte, wo es galt die hagere Gräfin mit den dürren Knochen und dem stolz zurückweisenden Charakter zu verspotten, welche die Leute ihres Standes so schonungslos beurtheilte. Ihr Gatte war in der Schlacht bei Lützen gefallen; sie war wie ihr Nachbar, der Marquis, im Jahre 1815 nach Frankreich zurückgekehrt. Allein, während Clameran ein verhältnißmäßig großes Vermögen wieder zurückerlangte, konnte sie weiter nichts als die Rückgabe des Schlosses und der kleinen Domäne La Verberie mit einer Rente von zweitausendundfünfhundert Francs erwirken, von welch' letzterer sie lebte; denn man behauptete La Verberie habe gegen sein Vaterland konspirirt.

Allerdings hätte schon das Schloß La Verberie für die Wünsche eines Genügsamen ausgereicht, dasselbe lag in einer reizenden Gegend; es war die Perle der Umgegend, doch die Gräfin war nicht zufrieden und man hörte von ihr nichts als Klagen und Verwünschungen. Sie hatte ein einziges Kind, eine Tochter, die damals achtzehnjährige Valentine. Wenn die reizende junge Gräfin nach der Kirche des benachbarten Dorfes hinabging, um die Messe zu hören, welche sie keinen Tag versäumte, so erregte sie allgemeines Aufsehen; bald verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit im weiteren Kreise. Nicht selten hielten die Schiffer, wenn sie mit ihren schweren Salzzügen stromabwärts kamen, vor dem Schlosse und sahen Valentine mit einem Buche in der Hand unter einem der schattenreichen Bäume am Ufer sitzen. Ebenso wie der Marquis von Clameran über die Gräfin schmähte, so verwünschte diese den Marquis; frug man sich, woher der Haß der benachbarten Familien kam, so sprachen Einige, derselbe rühre daher, daß vor mehreren Jahrhunderten ein La Verberie eine Clameran verführt und im Elende verlassen habe. Die Verführung habe ein Duell herbeigeführt, Schwerter hätten in der Sonne geblitzt und der Boden Blut getrunken; mehr wußte man nicht. Alle Einzelheiten des Vorfalls lagen noch heute im tiefen Dunkel, aber mancherlei Sagen knüpften sich an diese einfache Thatsache und statteten sie in ihrer Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht reichlich aus, bis sie eine Tragödie, ein bluttriefendes, grauenerweckendes Familien-Vermächtniß wurde.

Da begab es sich bei irgend einem Feste, daß Gaston Valentine sah, sie schön fand und liebte, und daß Valentine Gaston bemerkte und sich des Gedankens an ihn nicht erwehren konnte. Allein so unübersteigbare Hindernisse trennten sie, daß sie Beide während eines vollen Jahres ihr Geheimniß in tiefster Brust verwahrten; sie sahen sich nur höchst selten, denn die Mutter bewachte ihr Töchterlein mit Argusaugen.

Eines Abends blieb die Gräfin La Verberie zu Beaucaire, und Gaston benützte ihre Entfernung, um Valentine im Parke aufzusuchen, und dieser fiel es nicht ein, Gaston von sich zu weisen. Lange schritten sie Seite an Seite, Arm in Arm am Ufer hin; sie sagten sich nicht, daß sie sich liebten; sie fühlten es, und die Thränen in ihren Augen legten das Geständniß ab, daß ihre Liebe eine hoffnungslose sei. Es war ihnen klar, daß der Haß ihrer Familien sie auf ewig trennen würde. Sie gestanden sich, daß jeder Versuch, diesen Haß zu bewältigen, ein thörichter wäre. Sie schworen, sich nie mehr aufzusuchen und gelobten sich, sich nie wieder zu sehen, nein, nie wieder — — nur noch ein einziges Mal!

Valentine war mehr zu entschuldigen, als jede Andere ihres Geschlechts, denn die Härte ihrer Mutter übte einen schweren Druck auf sie. Nie war es zwischen Gräfin La Verberie und Valentine zu einem harmlosen Geplauder wie zwischen Mutter und Tochter gekommen; die Gräfin sah an ihrer Tochter nichts, als daß sie schön war, und dann dachte sie: „Nächsten Winter nehme ich Geld auf mein Grundstück und führe die Kleine nach Paris, und es müßte mit unrechten Dingen zugehen, fände sich dort nicht ein reicher Bewerber für sie, der mir aus meiner erbarmungswürdigen Lage heraushilfe."

Und dabei meinte sie ganz mütterlich zu handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthums-Übertragungen

Samstag, den 5. Dez.

Victoria L. Reiley an Harry J. White, 50 bei 150 Fuß an der Südseine von Carthage Ave. in Arlington Heights (Steuer $3); $1.

Louise Clark an William Kilius, ungefähr 6 Acker Land an der Richmond Pike, in Survey No. 535, in Anderson Township; $1.

Sylvia C. Washburn an George T. Sparks u. A. Lot 3 in Block 9 in Joseph Guthrie's Unterabtheilung in California (Steuer $1.50); $1.

The Ferger Grain Company an die Cleveland Storage Company, eine einjährige Pacht eines Weizen-Elevators an Hopkins Straße, beginnend mit dem 17. September 1914; $1.

Salvatore Mercurio an Maggie Mercurio, ein ungetheiltes Interesse in 15 bei 75 Fuß an der Südwest-Ecke von Clay und Allison Straße (Steuer $1.50); $1.

Henry J. Riesenbeck an Elizabeth Brockman, 25 bei 80 Fuß an der Ostseite von Main Straße (Steuer $2); $2,000.

Geo. L. Ruebel an Mary Schwartz, 50 bei 144 Fuß an der Westseite von der Bridgetown Road in Cheviot (Steuer $1.50); $1.

Clifford S. Rybolt an Ella M. Rybolt, 51 bei 172 Fuß an der Südseite von Harrison Avenue, in Cheviot (Steuer 50c); $1.

Joseph B. Wilson an Edwin Wilte, Theil von Lot 71 in W. H. Harrison's Unterabtheilung in Cleves (Steuer $1); $2100.

Newbold L. Pierson an Agnes H. Smith; 101 Fuß an der Westseite von Hamilton Avenue, in College Hill Steuer 50c); $1.

Jeaneite Walker an Harry Russo, Lot 1017 in Beechwood Unterabtheilung, $1.

Peter G. Grebs an James G. Crispin, 100 bei 160 Fuß an der Westseite von Lilewild Avenue. in North Walnut Hills (Steuer $3); $1.

George S. Baily an James G. Crispin, Theil von Lot 125 in Idlewild Syndicate zweite Unterabtheilung (Steuer $1); $1.

Robert W. Thompson, Trustee, an Sylvester A. Weigand, Lot 297 in Joseph A. James Unterabtheilung in Fairmount; $200.

Joseph H. Nieman an James G. Crispin, Lots 10 und 11 in Cresap & Mills Unterabtheilung auf Mt. Lookout (Steuer $1); $1.

Charles J. Hosbrook an Katherine D. Boileau, Theil von Lot 1 in Mathias Black's Besitz in Madeira (Steuer $1.50); $1.

Elias Dumford an Minnie J. Richardson, 50 bei 150 Fuß an der Südseite von Roe Straße, in Madisonville; $1.

The Provident Savings Bank & Trust Co., Trustee, an Richard Blackledge, Lots 232 und 233 in Lenox Place Unterabtheilung (Steuer 50c); $1.

Josephine D. Heywood an Grace Draper, 38 bei 125 Fuß an der Südseite von Chase Straße, 260 Fuß östlich von Langlang Straße; $1.

John F. Parchmann an Charles G. Wertz, 25 Fuß an der Westseite von Colerain Pike, in Cumminsville (Steuer $1); $1.

Charles E. Iliff an James G. Crispin, 5 Lots in Bofinger & Hopkins Unterabtheilung in Süd Norwood (Steuer $1); $1.

The Oakley Park Co. an W. C. Harper, Lots 21, 352 und 353 in Unterabtheilung „A" von Oakley Park; $1.

The Park Hall Building Co. an Howard H. Runion u. A., Lots 235 und 264 in Euclid Land Association Unterabtheilung (Steuer $1); $1.

Joseph Schuch an Jeanette Miller, 25 bei 110 Fuß an der Nordseite von Sedan Avenue, in Riverside; $1.

Sarah W. MacMillan an Albert J. Alexander u. A., 10 Jahre Pacht vom 1. Januar 1915 an auf 50 bei 227 Fuß an der Nordseite von Chapel Straße, 198 Fuß westlich von Woodburn Avenue; jährliche Rente $200; mit Vorkaufsrecht für $5,000.

Carrie O. Lilly an Anna Wiederholt, 17 bei 103 Fuß an der Nordwest-Ecke von Richmond und Freeman Ave. (Steuer $4.50); $4500.

James H. Romes an Maria A. L. A. M. V. Foltz, 50 bei 126.12 Fuß an der Nordseite von Foltz Avenue, 400 Fuß westlich von Epworth Avenue (Steuer $1); $1.

Grundeigenthums-Hypotheken.

Neu eingetragen.

Katie V. W. Babbitt an Frank Spitzelberger; $1000.

Mamie A. Wood an die Southern Ohio L. & T. Co.; $2000.

Grace L. Wickfeldt an Findlay L. & B. Co.; $2500.

Agnes H. Smith an N. L. Pierson; $1750.

George T. Sparks an Sylvia C. Washburn; $400.

James G. Chrispin an Milford B. & L. Co.; $9300.

Anna M. Sheeren an Eagle S. & L. A.; $1200.

Howard H. Runion an die Park Hall Building Co.; $422.

Anna Wiederholt an Mound B. A. & L. Co.; $3000.

James Joseph Bartlett an Mohawk German B. & S. Co.; $3500.

Getilgte Hypotheken.

Max Rudin an Lewis J. Rebhun; $4000.

Gertrude Galloway an Cottage B. & L. Co.; $1400.

Otto C. Woellert an Adelia M. Flora; $1000.

Mollie E. Hayes an Centennial B. A.; $1600.

Alvina Poehner an John F. Parchmann; $1000.

Herman Hoeper an Reading B. & L. Co.; $300.

Derselbe an Reading B. & L. Co.; $400.

Zwischen den Schlachten.

Tagebuchblätter aus dem Gebiet der Aisne.

Argonnen, im Oktober.

Wir waren in Luxemburg auf der Fahrt an die Froni. Unser Rothe-Kreuz-Zug hält vor der Einfahrt zu der Station St . . ., auf der uns angesichts der belgischen Grenze der Befehl zur Bereithaltung der Waffen gegeben wird. In ein paar Waggons, die man uns in der Hauptstadt des Großherzogthums angehängt hat, fahren kölnische Reservisten in die große Schlacht an der Aisne. Die Schranke, an der wir halten, umgeben blühende Rosenkulturen, wie sie in diesem entzückenden Ländchen vielfach neben den Bahngeleisen auftauchen und denen der Herbst noch nicht die Pracht genommen hat. Barfüßige Jungen springen heran und reichen uns Rosen. Die Reservisten tragen auch Verlangen, sich vor dem blutigen Tanz noch einmal zu schmücken. Einer springt aus dem Waggon, Rosen für sich und die Kameraden zu brechen. Da schreit ihm einer nach: „Jupp, nemm et Metz end schniee de Rosen af! Net afbreche, sons jange de Bäum kapott!"

Und vierundzwanzig Stunden später stürzten sie sich mit Hurra auf den Feind, indes die abgeschnittenen Rosen noch nicht allen Duft verloren haben!

* * *

Als bekannt wurde, daß in den ersten zwei Monaten des Krieges 38.000 Eiserne Kreuze vertheilt worden seien, hat dieser oder jener vielleicht kritische Bemerkungen gemacht. Wenn man aber nur einen Tag an der Schlachtfront war, nicht in den Etappenhauptorten oder den großen Quartieren, sondern wirklich an der Front, in den Schützengräben, wo die Infanteristen tagelang im nassen Lehmboden unter ständigem Feuer liegen, in den Batterien, wo Offiziere und Mannschaften in Erdhöhlen hausen, überschüttet von Schrapnells und Granaten, wenn man in den Feldlazaretten unmittelbar hinter der Front die Schwerverwundeten ihre Schmerzen mit heiterer Ruhe ertragen sieht — dann weiß man, daß hier nicht 38.000 Helden fechten, sondern daß hier ein Volk von Helden für den deutschen Gedanken im Kampfe steht.

Man schämt sich, die Ritter des Kreuzes nach ihren Thaten zu fragen, aber an drei Stellen habe ich doch nach der Herkunft des schwarzweißen Bandes geforscht. Die drei Antworten sprechen für sich und für alle. Die erste Antwort gab mir Oberleutnant Gemp, der Berliner Brandmeister. Er hat mit seiner Autokolonne dreimal unter ununterbrochenem Granatenhagel Munition an die Batterien der Front gebracht. Die paar Granaten und Schrapnells, die neben mir in der Feldbatterie nicht weit von hier geplatzt sind, geben mir eine kleine Vorstellung von der Lebengefährlichkeit dieser That.

Ein Kavallerieunteroffizier ist der nächste, der mir Rede steht. Auf einem Patrouillenritt mit einem Mann hört er im Dickicht der Argonnenhänge durch die dunkle Nacht einen Schuß gellen. Die beiden Leute reiten mit gespanntem Karabiner der Richtung des Schusses nach und finden ein französisches Biwak. Als sie im Morgengrauen zu ihrer Schwadron zurückkommen, treiben sie sechsundzwanzig Gefangene vor sich her.

Ein Vizewachtmeister des Reservefeldartillerieregiments hatte eben, drei Stunden bevor ich zu seiner Batterie kam, das Kreuz erhalten. Von seiner Batterie, die südlich von Rouvroy, also fast genau im Zentrum unserer großen Schlachtlinie von Reims bis Verdun, steht, schleicht er nachts mit drei seiner Leute und vier Pionieren den feindlichen Schützengräben zu, auf dem Bauch durch Lehm und Kalk und Wald. Die acht Mann kommen, obwohl einmal angerufen, durch die Vorberge der Argonnen an die Schützengräben heran. Zwei Stunden lagern sie im Dunkel vor ihnen, so nahe, daß sie die Gespräche der Franzosen hören können. Dann, in einem günstigen Augenblick, schleudern sie die mitgebrachten Handgranaten in die Schützengräben. Blitz und Donner erfüllt die Nacht, das Wehgeschrei der Verwundeten zeigt die Wirkung des Streiches, und hinter den flüchtenden Angreifer donnert zu spät zweimal eine Salve der Ueberfallenen hinterdrein. Alle Acht sind unversehrt entkommen und haben eben am Morgen das Kreuz erhalten.

* * *

Am Eingang vor der Dorfstraße von . . . biwakieren auf den wüsten Feldern die Kolonnen der Gefechtsbagage, Meldereiter stieben vorbei, die Kanonenrohre der Feldküchen senden schwärzlichen Dampf verheißungsvoll empor. Um unsere Rothe-Kreuz-Kolonne drängen sich die tapferen Krieger und tragen glückstrahlend die kleinen Geschenke heim, die wir ihnen in die deutschen Fäuste drücken, Tabak und Schokolade.

Während die Wagen der riesigen Ballen entledigt werden, die wir hergebracht haben, gehe ich einen kleinen Hügel hinan, von dem ein Kirchthurm mit grauer Spitze über die Wälder lugt. Die Thüren der Kirche stehen offen, und zwischen den wachthabenden Gendarmen hindurch trete ich in den dunklen Raum. Dies ist das schrecklichste Bild menschlichen Elends, das mir der Krieg bisher gezeigt hat. Dreihundert Menschen sind hier in einem engen Raume — ich kann nichts anderes sagen — aufgehäuft. Männer, soweit solche in Frankreich überhaupt noch zu finden sind, und Frauen, Greise und Kinder, Sterbende und Säuglinge an der dürren Brust der Mutter hocken, liegen, stehen, knien, kriechen zwischen den Beistühlen umher. Vor dem Sanktuarium hockt auf der Steinschwelle der eisgraue Geistliche. Sein Mund ist verstummt, und kein Wort des Trostes kommt mehr über die gefurchten Lippen. Dicker Dunst von Staub und Menschenleibern lagert über dem Haufen, nur ein großes Fenster in der Ecke rechts vom Eingang läßt ein schwaches Licht in die düstere Nacht dieses Schreckenswinkels hineinbeben. Die Menschen alle liegen und stehen stumm, und doch weht ein grauenvolles Geräusch um den Altar wie von den zuckenden Schlägen von dreihundert zitternden Herzen.

Die Uhr der Kirche von . . . heult mit dünnen Schlägen die Mittagsstunde hinaus. Von Stroh und Bänken torkeln schwerfällige Gestalten mühsam auf, zögernd wanken sie dem Tage zu, der seine glänzende Mittagssonne strahlend um das Kirchthor spielen läßt. Die energische Zurufe der Feldgendarmen treiben die Zögernden vorwärts, und der Zug des Elends wälzt sich aus der Fensternis stockend zutage. Um einen großen Topf, in dem ein Rind in dampfende Stücke getheilt ist, scharen sie sich, und die zitternden Hände halten scheu den Napf hin, um ihren Antheil zu heischen. Nichts scheint diesen Elenden ihr Dasein noch lebenswerth zu machen, und doch drängen sich allmählich alle herbei, die karge Nothdurft des Lebens zu fristen, und die deutschen Gendarmen haben manches Aufbegehren französischer Temperaments zu dämpfen, wenn ein Antheil nicht genau so reichlich ist, wie der der Nachbarin. Nur ein Mütterchen, humpelnd, zittrig, das einstmals weiße Häubchen um spärliche Strähnen geschmiegt, um das Kinn einen wirren Stoppelbart, läßt sich nur Kartoffeln geben und schleicht am Fleischtopf vorbei. Ich mache sie auf das Fleisch aufmerksam. Sie murmelt ein paar ängstliche Worte, aus denen ich nur etwas höre, wie „pour les enfants", und kriecht beiseite.

Dann hocken sie, im grellen Licht des Mittags, unter den breiten Aesten der stattlichen Kastanienbäume, die rings um die Kirche emporsteigen, und schlingen das Mahl herunter, das ihnen die Führer der „Hunnen" schenken. Ihre Zerlumptheit und ihr Gram werden in der Sonne schärfer sichtbar, und erschütternd dräut gerade aus dem schimmernden Glanz der unbesiegten und unbesiegbaren Natur die vernichtete Menschheit auf. Schwer und stark steht über dem Elend der viereckige, massige Thurm der Kirche.

Erich Köhrer.

Alte und neue Soldatengräber. In der Luxemburger Zeitung lesen wir: Clausen heißt eine der drei Unterstädte von Luxemburg. Es ist die schönste von den dreien. Der Name erinnert an stille Abgeschiedenheit. Ueber dem Thälchen, in das sich die Häuser von Clausen schmiegen, steigen die Höhen steil empor, die einst die Festungswerke trugen und über die heute durch schattigen Wald einsame, selten begangene Spazierwege führen. Wer jetzt die Stille dieser Höhen sucht, kann es erleben, daß in das Schweigen des Waldes von unter herauf mit einemmal eine laute, feierliche Stimme klingt, kirchlich durchdrungen, in kunstreichem Tonfall. Er sieht in der Tiefe eine dunkle Masse schweigenden Volkes unter Bäumen und am Wege stehen und regungslos der tönenden Stimme lauschen. Durch die Bäume schimmert es feldgrau, und auf einmal schallt eine andere Stimme, lauter, durchdringender, weltlicher: Präsentirt das Gewehr! In der stillen Abgeschiedenheit der Unterstadt Clausen liegt der alte preußische Garnisonkirchhof. Dorthin werden jetzt die Soldaten begraben, die in Luxemburger Lazaretten an ihren Wunden sterben. Der alte preußische Garnisonkirchhof war ein vergessenes Ueberbleibsel aus „unsere Festungszeit" von vor 1867. Er war von einer märchenhaft versunkenen Außerweltlichkeit. Darum war er so schön, wie alte Friedhöfe immer sind, wenn sie vergessen werden. Wenn auf ihnen alles Leid und alle Menschlichkeit sich in das Zauberwort gelöst haben: Es war einmal. Von Zeit zu Zeit kam eine alte Dame und ließ sich vom Stadtgärtner den Schlüssel zum Friedhof in Clausen geben. Sie ging unter den hohen Kastanienbäumen und Fichten herum und suchte nach einem Namen auf den verwitterten Schieferplatten, die dort wie Thüren zur Ewigkeit in die Erde gelassen sind. Wenn sie den Namen gefunden hatte — es war ein Leutnant oder Hauptmann oder Major, der vor langen Jahren hier begraben wurde — stand sie in Ergriffenheit vor dem schwarzblauen Stein und legte wohl einen Strauß Blumen auf den Namen, der ihr etwas Liebes aus fernen, fernen Tagen bedeutete. Und hatte sie keine Rosen mitgebracht, so band sie die Feldblumen zusammen, die zwischen den Gräbern auf hohen Stengeln wuchsen. Singrün hatte seinen Teppich von Grab zu Grab gewoben, über die moosgepolsterte Mauer kamen leise die Geräusche des Lebens zu den vergessenen Toten herüber. Jetzt kommen die neuen Toten zu den alten. An den alten deutschen Gottesacker schließt sich ein neuer für die toten Franzosen. Weiße Kreuzchen stehen in Reihen nebeneinander und strecken ihre Arme aus, wie Turner, die sich zu einer Freiübung ausrichten. Hier liegen die Marcel, die Louis, die René; da drüben, fünf Schritte weiter, sind die Karl, die Otto, die Wilhelm gebettet. Wer weiß, ob die, die jetzt tot einander gegenüber im Sarg liegen, vor Wochen nicht lebendig gegeneinander in den Schützengräben kauerten und sich nach dem Leben trachteten? Und vielleicht begegnen sich nach 50 Jahren, wenn das Singrün von da drüben seine blinkenden Blättchen und seine blauen Kelche auch über die neuen Gräber gesponnen hat, auf dem schönen Garnisonsfriedhof in Clausen zwei alte Mütterchen, eine von der Mosel und eine von der Maas, und legen Blumen vor die halb verwitterten Kreuzchen, und denken wieder an den Tag, wo zum ersten Male im Dorf erzählt wurde, daß ihr Schatz jetzt auch gefallen war.